

RAFEL  
NADAL

*Das Vermächtnis der*  
Familie Palmisano

*Roman*



**BASTEI ENTERTAINMENT** 

# Inhalt

Cover

Über das Buch

Über den Autor

Titel

Impressum

Widmung

Karte

Prolog

Erster Teil

Der große Krieg

Der letzte Palmisano

Zweiter Teil

Das Haus der Witwen

Die Zia

Die vier Evangelisten

Von Mutter zu Mutter

Das Totenmahl

Im Palazzo

Der Blumenmonat

Die Gebote der Familie

Der Sommer, in dem sie nicht ans Meer fahren

Soldaten Jesu

Rote Erde

Im Bett

Dritter Teil

Sechzehn Jahre

Pater Felice

Hahnenkampf

Der zweite Sommer in der Masseria

Der Markt von Altamura

Sommerende

Im Cinema Comunale

Die Abreibung  
Der Herrenzirkel  
Südwind  
Die Indiskretion  
Der Brief aus Spanien  
An der französischen Grenze  
Kriegsgerüchte

#### Vierter Teil

Der Deserteur  
Totengeläut  
Die Beichte  
Roosevelt  
Der Engländer  
Die Ansprache  
»Viva la libertà!«  
Ein endloser August  
Eine verwirrende Zeremonie  
Briten in Tarent  
Das Wiedersehen  
Am Fluss  
Sternschnuppenregen  
Die Befreiung von Matera  
Die Spur des Schreckens  
Die Jagd  
Primo Carnera  
In den Bergen  
Die Waffen des Doktor Saroni

#### Fünfter Teil

Der Barspiegel  
Der Angriff der Luftwaffe  
Ein Lichtschein am Fenster  
Eine Stadt in Angst und Schrecken  
Das Geheimnis von Bitonto  
Knoblauchgeruch  
Das Herz der Palmisano  
Die Keksdose

Die Enten im Teich  
Schüsse an der Piazza Garibaldi  
In der Krypta  
Der Kirschbaum  
Epilog  
Anmerkung des Autors  
Danksagung

## Über das Buch

Einundzwanzig Tote, alle im Ersten Weltkrieg gefallen. Das ist die traurige Bilanz der Familie Palmisano, die seitdem als verflucht gilt. Als die Witwe Donata Palmisano kurz nach Kriegsende einen Sohn zur Welt bringt, fasst sie einen folgenschweren Entschluss: Sie gibt Vitantonio als Sohn ihrer Cousine aus, um ihn vor dem Fluch zu schützen. Erst als der Zweite Weltkrieg ausbricht und Vitantonio an die Front soll, bricht Donata ihr Schweigen. Doch Vitantonio ist fest entschlossen, sein Schicksal herauszufordern ...

## Über den Autor

Rafel Nadal kann besser schreiben als Tennis spielen. Er wurde 1954 in Girona geboren und ist Journalist und Schriftsteller. Er hat schon bei vielen großen Zeitungen in Spanien gearbeitet und schreibt heute für die Tageszeitung La Vanguardia. Daneben arbeitet er auch für mehrere Radio- und Fernsehsender. Bislang hat er drei Romane veröffentlicht. Das Vermächtnis der Familie Palmisano ist sein größter internationaler Erfolg.

Rafel Nadal

DAS  
VERMÄCHTNIS  
DER FAMILIE  
PALMISANO

Roman

Aus dem Katalanischen von  
Ursula Bachhausen

**BASTEI ENTERTAINMENT** 

# BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige eBook-Ausgabe  
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2015 by Rafel Nadal i Farreras

Titel der katalanischen Originalausgabe: »La maledicció dels Palmisano«

Originalverlag: Columna Edicions, Barcelona

By Agreement with Pontas Literary & Film Agency

Die Übersetzung dieses Werkes wurde gefördert  
durch das Institut Ramon Llull

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2017 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Kirsten Brandt, Offenbach

Titelillustration: Gestaltung: © Departament d'Art i Disseny

Umschlaggestaltung: Manuela Städele-Monverde

Kartenillustration: © Carles Salom

eBook-Erstellung: Urban [SatzKonzept](#), Düsseldorf

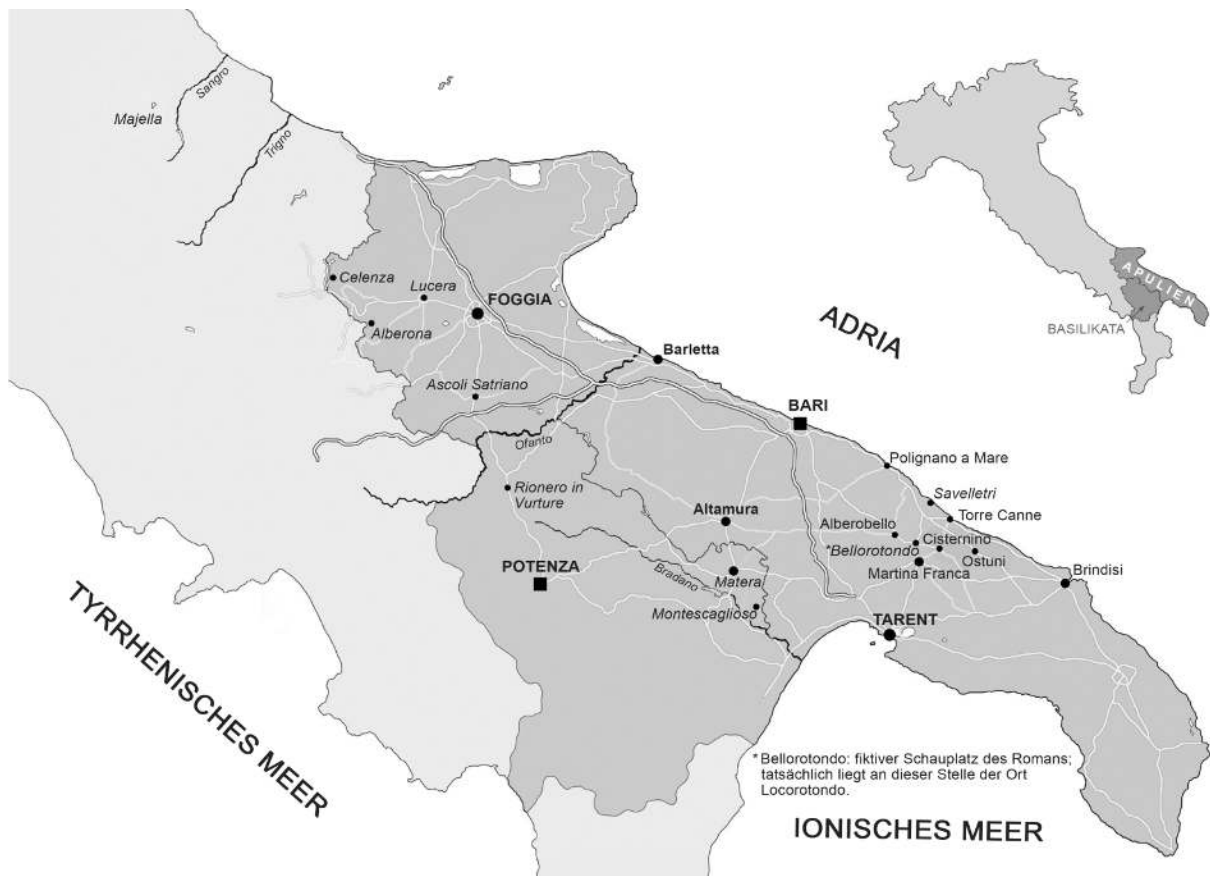
ISBN 978-3-7325-4002-0

[www.bastei-entertainment.de](http://www.bastei-entertainment.de)

[www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)



*Für Anna. Für Sílvia. Für Raquel.*



# Prolog

*24. August 2012,  
mittags*

Hätte Gott das nahende Ende der Welt verkünden wollen, er hätte sich kein besseres Vorzeichen einfallen lassen können als diesen schwülheißen Tag. In diesem vermaledeiten Flecken Süditaliens musste die Apokalypse wahrhaftig bereits im Gange sein, denn als wir am 24. August 2012 nach Bellorotondo kamen, kratzte die Temperatur bereits um zwei Uhr mittags an den neununddreißig Grad, und es sah ganz danach aus, als würde sie weiter steigen.

»Ich bekomme keine Luft«, protestierte ich schwach, um mich nicht unnötig zu verausgaben, während ich mich fragte, was um alles in der Welt wir in der prallen Sonne in diesem gottverlassenen Dorf zu suchen hatten, das sich in konzentrischen Kreisen einen apulischen Hügel emporwand.

Meine Frau Anna gab keine Antwort. Darauf bedacht, mit unserer letzten Energie zu haushalten, schleppten wir uns in dieser mörderischen Hitze eine endlos lange Straße hinauf. In der Hoffnung auf eine Brise hielten wir nach einem schattigen Plätzchen oder einer Lücke zwischen den Häusern Ausschau, von wo aus man die Ebene würde überblicken können. Wann immer wir stehen blieben, um zu verschnaufen, zogen wir mit spitzen Fingern an den durchgeschwitzten T-Shirts, die uns am Leib klebten, um uns etwas Luft zuzufächeln.

Das Dorf war wie ausgestorben. Seit wir unser Auto am Fuße des Hügels hatten stehen lassen, waren ein paar schlafende Hunde, die im Schatten einiger Müllcontainer auf einer alten Matte lagen, das einzige Zeichen von Leben gewesen, auf das wir gestoßen waren. Als wir am Ende des

Corso XX Settembre den höchsten Punkt des Dorfes erreichten, verkündete ein Digitalthermometer, dass die Temperatur gerade die Vierzig-Grad-Marke geknackt hatte.

Wir wollten schon aufgeben, weil sich unsere Hoffnung offenkundig als trügerisch erwies, da entdeckten wir, als wir um eine Ecke bogen, den Dorfplatz. Wie ein Aussichtsplateau öffnete er sich hoch über den Weinbergen und Olivenhainen des Tals und bot einen grandiosen Panoramablick fast bis zur Adria. Drei Johannisbrotbäume und zwei Steineichen dominierten die kleine Oase. Im Schatten der großen, dicht belaubten Baumkronen erhoben sich zwei Denkmäler, an denen Blumengestecke mit Schleifen in den Farben der italienischen Flagge lehnten. Daneben standen zwei Holzbänke, deren Anstrich halb abgeblättert war. Auf einer davon saß ein alter Mann, der entweder eingeschlafen oder von der Hitze vorübergehend außer Gefecht gesetzt worden war: Seine Augen waren geschlossen, und sein Kopf hing mit halboffenem Mund zur Seite. Der Mann atmete kaum merklich; womöglich schlief er ja bereits, unbemerkt von aller Welt, den Schlaf der Gerechten. Er sah jedenfalls nicht danach aus, als hätte er je wieder die Kraft aufzustehen. Zu seinen Füßen lag ein Hund, der alle viere von sich gestreckt hatte, wie es nur die Hunde im Süden vermögen, wenn sie sich im Sommer bei glühender Hitze in den Schatten fallen lassen. Das arme Tier schien ebenfalls am Ende zu sein. Die zweite Bank war leer, und wir ließen uns völlig erschöpft darauf sinken.

Wir saßen kaum, da nickten auch wir für einen Moment ein. Die drückende Hitze und das andauernde Gezirpe der Zikaden, die sich irgendwo in den Johannisbrotbäumen auf einem Zweig den Bauch kratzten, hatten uns schachmatt gesetzt. Eine halbe Stunde später waren wir wieder erholt und traten zum Aussichtspunkt am anderen Ende des Platzes. Der Blick über das Itria-Tal und das Land der *Trulli*, der für Apulien so typischen Rundhäuser, bis zur Küstenlinie war unbezahlbar: Etwas Herrlicheres hatten

wir seit Antritt unserer Reise nicht gesehen. Allerdings ging auch dort vorn nicht der leiseste Lufthauch.

Anna blieb stehen, um das hell glänzende Meer von Olivenbäumen zu fotografieren, das sich über das ganze Tal erstreckte. Derweil ging ich zu einem der Denkmäler in der Mitte des Platzes, einem Monolithen, der den Toten des Ersten Weltkriegs gewidmet war. In den Stein waren die Namen der lokalen Kriegsoffer eingraviert. Ich zählte zweiundvierzig, und als ich mir die Liste genauer durchlas, verschlug es mir den Atem. Die Hälfte der Toten trug denselben Nachnamen und musste folglich aus derselben Familie stammen: der Familie Palmisano.

Einer Eingebung folgend lief ich zu dem anderen Denkmal, das den Toten gewidmet war, die an den Fronten des Zweiten Weltkriegs gefallen waren. Auf der in den Stein gehauenen Liste gab es nicht einen Palmisano, vermutlich hatten weder die Familie noch ihr Name den katastrophalen ersten Krieg überdauert. Doch das Verhältnis der Namen war abermals erschütternd: Diesmal entstammte die Hälfte der Toten der Familie Convertini.

Ich ging zurück zum ersten Denkmal und rief nach Anna. Als sie auf mich zukam, empfing ich sie mit einem ironischen, für sie unverständlichen Seufzer.

»Ich fürchte, die Apokalypse hat dieses Dorf schon vor hundert Jahren heimgesucht.«

»Wovon sprichst du?«

»Ach nichts, ich habe nur laut gedacht. Schau mal, das musst du dir ansehen: Die Hälfte dieser armen Teufel stammt aus ein und derselben Familie.«

Ich begann, die in den ersten Monolithen eingravierten Namen der toten Palmisano einen nach dem anderen laut vorzulesen.

»Giuseppe Oronzo Palmisano (eins), Donato fu Francesco Paolo Palmisano (zwei), Silvestro Palmisano (drei), Gianbattista di Martino Palmisano (vier), Nicola di

Martino Palmisano (fünf), Giuseppe fu Vito Palmisano (sechs)...«

»*Ventuno ... sono ventuno!*«, unterbrach mich eine tiefe Stimme. Wir wandten uns um und sahen, wie sich der Mann auf der Bank aufrichtete.

Im Sitzen sah er viel größer und längst nicht mehr so hinfällig aus. Er hatte ein faltiges Gesicht und einen intensiven Blick, der uns zwang, ihn anzusehen. Auch der Hund war aufgewacht, lag allerdings noch immer, alle viere von sich gestreckt, auf dem Boden.

»Es sind einundzwanzig«, wiederholte der Mann.  
»Allesamt Opfer des Ersten Weltkriegs. *La maledizione dei Palmisano!*«

Überrascht wechselten Anna und ich einen fragenden Blick. Ohne uns abzusprechen, steuerten wir unwillkürlich die Bank an und setzten uns neben den Mann, aus dessen Mund wir soeben zum ersten Mal vom Fluch der Palmisano gehört hatten. Es sollte in den kommenden Stunden nicht das letzte Mal gewesen sein.

Erster Teil

Der Fluch



## Der große Krieg

Der Erste, der starb, war Giuseppe Oronzo Palmisano (eins), der größte Kriegstreiber von allen und der, der sich am längsten auf den Ruf des Vaterlands vorbereitet hatte. Er fiel am 24. Mai 1915, einen Tag, nachdem Italien Österreich den Krieg erklärt hatte und dem Bündnis der Entente beigetreten war. Der arme Giuseppe Oronzo hatte immer die Ansicht vertreten, der Kampf an der Front sei etwas Großartiges, er lehre Disziplin, festige den Charakter und erlaube, die überschüssige Energie der Jugend in die rechten Bahnen zu lenken. Das Schlachtfeld sei der einzige Ort, an dem die Ausübung roher Gewalt einen natürlichen Rahmen finde. Als noble Kunst gewissermaßen.

Giuseppe Oronzo war eine zuverlässige und treue Seele. Sein Problem war, dass er jederzeit bereit war, Meinungsverschiedenheiten handgreiflich zu klären. Doch trotz dieser spontanen Neigung zu Tätlichkeiten hatte er kein schlechtes Herz. Er war der erste Palmisano, der sich unverzüglich meldete und in ein Freiwilligenkorps aufgenommen wurde, was für einen Burschen aus einem Dorf wie Bellorotondo eine Ehre war. Kurze Zeit später war er der Erste, der in den Nordosten Italiens, an die Front im Karst, verlegt wurde, und der Erste, der in den Kampf zog. Er war auch der Erste seines Stoßtrupps, der den in diesen ersten Kriegsstunden nur zurückweichenden Österreichern nachsetzte, um ihnen die Hölle heißzumachen. Und er war der Erste, den eine Gewehrku­gel in die Brust traf, mitten ins Sternum. Als er beim Aufprall der Kugel den Klang zweier aufeinandertreffender Metallstücke hörte und ein unangenehmes Brennen in der Brust spürte, dachte er noch, das Geschoss habe nur die Knöpfe seiner

Uniformjacke gestreift, und versuchte weiterzugehen. Doch die Beine gehorchten ihm nicht mehr, sie knickten plötzlich weg, und er fiel wie vom Blitz getroffen um. Beim Gegenangriff der Österreicher stieg ein Gefreiter mit gezwirbeltem Schnurrbart über ihn hinweg und stieß ihm das Bajonett ins Herz. Das allerdings spürte der arme Giuseppe Oronzo schon nicht mehr. Er hatte sein Leben längst ausgehaucht. Als der erste Palmisano starb, gebührte ihm die fragwürdige Ehre, einer der ersten Italiener zu sein, die am ersten Kriegstag an der österreichischen Front ihr Leben ließen. In diesem Sommer wäre er zweiundzwanzig Jahre alt geworden.

Donato fu Francesco Paolo Palmisano (zwei) fiel als Zweiter. Er war der größte Angsthase der Familie und hätte alles gegeben, um der Einberufung zu entgehen, aber alles ging so rasch, dass er nicht einmal den Horror der Schützengräben erlebte: Er fiel gegen Ende des ersten Kriegssommers ebenfalls an der Front im Karst bei der Detonation einer Artilleriehaubitze, die die Frontstadt Görz verteidigte.

Wenige Tage darauf wurde Silvestro (drei) vom Feuer aus den neuen österreichischen Maschinengewehren durchsiebt, die im Oktober 1915, ebenfalls an Italiens Nordostgrenze, für verheerende Verluste unter den vergeblich auf die Anhöhe von Santa Lucia anstürmenden Truppen sorgten. Währenddessen tranken die italienischen Offiziere in ihren Beobachtungsposten fernab der Feuerlinie Tee aus Porzellantassen, die ihnen von behandschuhten Adjutanten serviert wurden, und befahlen eine Welle von Sturmangriffen ihrer Truppen auf den Berg, bis der Generalstabschef der Italiener, General Luigi Cadorna, die Offensive schließlich für beendet erklärte, auch wenn er nie einsah, wie sinnlos das Massaker gewesen war. So endete die dritte Schlacht am Isonzo, einem zwischen imposanten Bergen eingezwängten Fluss

in unmittelbarer Nähe der Grenze zum österreichisch-ungarischen Kaiserreich. Bis zu diesem Tag hatte in Bellorotondo kein Mensch je von ihm gehört.

Das schrecklichste Ende fanden die Zwillinge. Als Kinder mochten Gianbattista di Martino (vier) und Nicola di Martino (fünf) partout nicht gleich angezogen werden. Sie konnten es nicht leiden, wenn die Frauen des Dorfes sie auf der Straße anhielten, um sie zu tätscheln und laut herauszuposaunen, wie schön es sei, sie zu sehen: »Sind die beiden nicht goldig? Sie ähneln sich wie ein Ei dem anderen!« Dieser überschwänglichen Ergüsse überdrüssig, beschlossen die Brüder eines Tages, getrennte Wege zu gehen, und ließen sich fortan nie wieder gleich kleiden. Sie gingen nicht mehr gemeinsam zur Schule. Sie verließen das Haus nie mehr zur selben Zeit. Im Hof spielten sie nicht mehr miteinander. Und wenn die Familie an einem Feiertag auf der Via Cavour im Herzen Bellorotondos spazieren ging, ließen sie sich etwas einfallen, um jeder auf einem anderen Bürgersteig zu gehen. Mit zunehmendem Alter taten sie ihr Möglichstes, um sich äußerlich zu unterscheiden: Gianbattista ließ sich einen Schnurrbart stehen, während sich Nicola für einen Spitzbart entschied; einer trug den Scheitel rechts, der andere links. Kaum erwachte ihr Interesse an Mädchen, warf Gianbattista ein Auge auf die drallen, heiter-extrovertierten. Nicola dagegen gefiel der zurückhaltendere, häusliche Typ.

Als es ihnen endlich gelungen war, zu vergessen, dass sie Zwillinge waren, und die Frauen im Dorf sie in Ruhe ließen, wurden sie eingezogen. Sie erhielten den Einberufungsbescheid am selben Tag, dem 1. Februar 1915, aus den Händen desselben Briefträgers. Sie wurden in dieselbe Kaserne geschickt, beide ratzekahl geschoren, und sobald man sie in die gleiche Uniform gesteckt hatte, ähnelten sie einander wieder so sehr, dass es unmöglich war, sie auseinanderzuhalten. Von diesem Tag an

durchliefen sie zusammen die Grundausbildung, während der man ihnen dasselbe Stockbett zuwies, in dem einer über dem anderen schlief. Sechs Monate später fuhren sie gemeinsam in Richtung Norden; sie wurden derselben Kompanie zugeteilt und waren auch zusammen, als sie die Nachricht erhielten, sie würden zur Front fahren und müssten gleich kampfbereit sein.

Die beiden waren gerade neunzehn Jahre alt geworden und glichen einander wieder wie ein Ei dem anderen, aber es störte sie nicht mehr, und sie wehrten sich nicht dagegen. Im Gegenteil, sie wurden unzertrennlich: Sie schliefen Seite an Seite, verschanzten sich gemeinsam im schlammigen Graben und rückten beim Angriff auf die österreichischen Stellungen zusammen vor. Niemand in der Kompanie war in der Lage, die Brüder voneinander zu unterscheiden. Capitano Di Luca erteilte ihnen die Befehle, als wären sie nur ein Mann:

»Palmisano, steig hinter diesem Wald auf den Berg und bring dieses verdammte Maschinengewehr, das uns das Leben schwer macht, ein für alle Mal zum Schweigen!«

Gianbattista und Nicola fragten nicht, wem der Befehl galt. Sie krochen beide aus dem Schützengraben und robbten wie ein Mann zu den Felsen. Dann rannten sie zum Tannenwald, und als nach einer halben Stunde das gegnerische Maschinengewehr in die Luft flog, frohlockten die Kameraden: »Palmisano lebe hoch!«, und hielten es für selbstverständlich, dass beide das Lob auf sich beziehen würden.

Im November bombardierten die Österreicher ausgerechnet den Frontabschnitt mit Chlorgas, an dem sich die Zwillinge so verdient gemacht hatten, dass es für eine Tapferkeitsmedaille gereicht hätte. Nach Abzug des todbringenden Nebels fand man in beiden Schützengräben erschreckend viele Leichen. Mitten im Angriff hatte der Wind gedreht und, nachdem er bereits die Italiener ausgelöscht hatte, auch in den Reihen der österreichischen

Angreifer gewütet. Beide Heere hatten ihre liebe Mühe, sämtliche Opfer dieses Irrsinns zu bergen. Als Capitano Di Lucas Männer die Zwillinge entdeckten, waren diese so eng umschlungen, dass es nicht gelang, sie zu trennen. Ihre Gesichter waren vom Gift blau angelaufen, und vor den vor Entsetzen verzerrten Mündern stand dichter Schaum. In ihren Uniformjacken hing noch immer der Geruch von Gas.

»Lasst alles stehen und liegen und sorgt dafür, dass endlich Palmisanos Leichnam beerdigt wird. Ich kann diesen grauenhaften Anblick nicht eine Minute länger ertragen!«, befahl der Capitano resolut.

Ratlos schauten die Soldaten erst einander und dann den Capitano an. Sie wussten nicht, welchen der beiden er meinte.

»Welchen Palmisano, Capitano? Wir können sie nicht trennen.«

»Um Himmels willen, seht ihr nicht, dass das unnötig ist? Beerdigt sie hier an Ort und Stelle, wie wir sie gefunden haben. Wie einen einzigen Mann.«

Und so wurden Gianbattista di Martino Palmisano und Nicola di Martino Palmisano, eng umschlungen wie sie waren, in einem Grab auf einer Lichtung im Tannenwald für alle Ewigkeit vereint.

Die Nachricht, die Zwillinge hätten einander im Augenblick ihres Todes in den Armen gelegen, ging den Leuten im Dorf so zu Herzen, dass sie in der *Chiesa della Immacolata* eine Massenmesse zelebrierten. Alle erinnerten sich noch gut an die beiden gleich gekleideten Knaben und waren froh, dass die Brüder vor ihrem Tod beschlossen hatten, wieder Zwillinge zu sein.

Nach diesem Unglück legten die Frauen der Familie Palmisano für den ganzen restlichen Krieg die Trauerkleidung nicht mehr ab. Einige Tage später, am Weihnachtsabend 1915, erhielten sie die Botschaft,

Giuseppe fu Vitos Schicksal (sechs) habe sich in Libyen erfüllt, einem wahrhaft exotischen, weit von den verschiedenen Fronten des Krieges entfernten und *a priori* eher ungefährlichen Ort. Der Junge war ein Hänfling, der sich schon als Kind alle möglichen Krankheiten geholt hatte. In Tripolis stieg sein Fieber bei einem Infekt auf vierzig Grad, und nachdem er vierzehn Tage im Delirium gelegen hatte, konnte er dem heftigen Fieberschub nichts mehr entgegensetzen und verschied.

Offenbar legte es das Schicksal darauf an, die vom Krieg geplagten Bauern zu verspotten: Die Nachricht über den tödlichen Ausgang der Fieberglut traf just in dem Moment ein, in dem das Thermometer im Dorf auf drei Grad unter null fiel. Als die Palmisano-Frauen auf die Straße strömten und mit ihrem Wehklagen die Stille des Weihnachtsabends zerrissen, hatten sie es mit den kältesten Temperaturen des bisherigen Jahrhunderts zu tun.

Martino Palmisano (sieben) starb im darauffolgenden März infolge einer Schusswunde ins Rückenmark, die er sich in der fünften Schlacht am Isonzo zugezogen hatte, den zu diesem Zeitpunkt bereits jeder im Dorf auf der Landkarte lokalisieren konnte. Den meisten schien er ein schöner, aber doch recht kleiner Fluss zu sein, der allerdings von Bellorotondo so weit entfernt war, dass sie Zweifel hatten, ob die betreffende Gegend überhaupt noch zur Apenninischen Halbinsel gehörte.

Im Herbst 1916 fielen innerhalb weniger Tage Stefano (acht), Giuseppe fu Piet (neun) und Donato fu Vito (zehn). Der Erste wurde von den Splittern einer Granate zerfetzt, der Zweite starb an den Folgen eines Wundbrands am Bein und der Dritte an einer Herzattacke, die ihn mitten in der Schlacht dahinraffte. Alle drei waren verlobt, und alle drei hatten gleich nach dem Ende dieses Krieges, der sich inzwischen als ernste Bedrohung für das Überleben der Familien in halb Europa erwies, heiraten wollen. Als den jungen Frauen die dreifache Hiobsbotschaft überbracht

wurde, reagierten sie, als wären sie bereits verheiratet gewesen und nun verwitwet. Von da an sah man sie nur noch gemeinsam durch die Straßen von Bellorotondo laufen und ihr bitteres Schicksal beklagen.

Niemand konnte mit Sicherheit sagen, ob der Tod die drei Cousins am Fuß der Colline dell’Hermada, dem letzten Hindernis vor Triest, bei der siebten, der achten oder der neunten Schlacht am Isonzo ereilt hatte. Die Kämpfe folgten in schwindelerregendem Tempo aufeinander, und die Frontlinie verschob sich jede Woche. Dass sich jedoch drei Todesfälle innerhalb so weniger Tage ereigneten, hob das Pech, das die arme Bauernfamilie verfolgte, in den Bereich der Legende. Von nun an herrschte im Dorf kein Zweifel mehr daran, dass ein furchtbarer Fluch, *una maledizione*, die Palmisano heimgesucht hatte.

Wenn es dafür noch eines Beweises bedurfte, so erhielten sie ihn zwei Monate später, zu Weihnachten 1916. Im zweiten Jahr in Folge klopfte der Todesengel ausgerechnet in der bedeutendsten Nacht des Jahres an die Tür der Familie: Die Nachricht vom Tode Giuseppe di Giovannis (elf) erreichte das Dorf nach der Christmette. Ende September war der älteste Palmisano noch wie durch ein Wunder der Explosion entgangen, die sich am Monte Cimone in einem von den Österreichern unter den italienischen Stellungen gegrabenen Stollen ereignet hatte, nur um drei Monate später in einem Scharmützel nahe Stelvio zu fallen. Giuseppe war zu den Hochgebirgsverbänden in die Alpen geschickt worden, weil sein Sachverstand als Bergbauexperte für den eigenartigen Krieg an der Alpenfront unverzichtbar war: Anstatt einander überirdisch, im Freien, anzugreifen, gruben Italiener wie Österreicher Tunnel, um unter den feindlichen Stellungen Sprengstoff zu deponieren. Unter der Erde, in den sprichwörtlichen Eingeweiden der Berge, erwies sich Giuseppe als der Tüchtigste von allen, doch wenn er außerhalb der Tunnel über verschneite Pässe patrouillieren

sollte, die manchmal auf über zweitausend Metern lagen, fühlte er sich nie besonders wohl in seiner Haut.

Während des restlichen Winters und des gesamten Frühlings 1917 kam in Bellorotondo kein Telegramm mehr an, und das Ausbleiben weiterer Todesnachrichten schien die schlimmsten Vorahnungen Lügen zu strafen. In Wahrheit war die Verschnaufpause allerdings einem Rückgang der Kampfhandlungen zu verdanken, die dem europäischen Kontinent von einer besonders widrigen Wetterlage aufgeñotigt wurde. Sobald sich das Wetter besserte, schlug der Fluch erneut zu. Pünktlich zu Pfingsten erfuhr man im Dorf, dass Cataldo (zwölf) in Albanien ums Leben gekommen war, und zwar just in dem Moment, als das Land zum italienischen Protektorat geworden war und die Feindseligkeiten offiziell für beendet erklärt wurden.

Im darauffolgenden Herbst kam es zur Katastrophe von Karfreit: Die Front am Isonzo brach zusammen, und das italienische Heer zog sich auf ganzer Linie, von der Adria bis zur Valsugana bei Trient, zurück. Die Verluste, die den Italienern von den Österreichern beigebracht wurden, waren immens. Sie hatten über dreihunderttausend Tote, Verletzte und Gefangene zu beklagen.

Am 25. Oktober 1917 fielen innerhalb eines einzigen Tages nur wenige Kilometer voneinander entfernt Vito (dreizehn), Giulio (vierzehn) und Angelo Giorgio (fünfzehn), alle drei durch Gewehrschüsse aus allernächster Nähe, nachdem ihnen die Munition ausgegangen war und ihre Offiziere schon Stunden zuvor das Weite gesucht hatten, ohne den Befehl zum Rückzug zu geben. Alle drei waren frisch eingezogen worden, da sie erst im letzten Frühjahr achtzehn geworden waren.

Als die Nachricht über die dreifache Tragödie in Bellorotondo eintraf, waren die Menschen dort endgültig überzeugt, dass nicht ein männliches Mitglied der Familie



Palmisano diesen erbarmungslosen Krieg oder den Fluch, der auf der Familie lastete, überleben werde.

Domenico (sechzehn) galt bei den Leuten im Dorf seit jeher als gutgläubiger, treuherziger Tropf. Die Grausamsten verspotteten ihn als Trottel, doch er beklagte sich nicht, da er die Boshaftigkeit in ihren Worten nicht erfasste. Wer ihn nicht kannte, wunderte sich über sein unerschütterliches Lächeln, das ihn einfältig wirken ließ, aber nur ein Ausdruck seiner seligen Unschuld war. Als Kind hatte er zu Hause eine Menge Prügel einstecken müssen, weil er sich ständig ablenken ließ und herumtrödelte. Infolge seiner natürlichen Konzentrationsschwäche sparten auch die Lehrer in der Schule nicht mit Stockhieben, bis sie es für zwecklos erklärten und ihre Versuche einstellten, ihn mithilfe von Schlägen auf den rechten Weg zu bringen.

Als Domenico erwachsen wurde, erkannten die Leute, dass er doch nicht so simpel gestrickt war, wie es den Anschein hatte. Vor allem bei der Landarbeit in den Olivenhainen erwies er sich als unermüdlich und überaus tüchtig: Er war stark wie eine Eiche und konnte nicht genug bekommen; im Gegenteil, je mehr er sich abrackerte, desto glücklicher wirkte er.

Auch im Krieg verschaffte Domenico sich Respekt. Er meldete sich freiwillig zu den gefährlichsten Einsätzen, hinterfragte nie einen Befehl und hatte keine Angst. Der Gedanke an den Tod kam ihm schlichtweg nicht: Solcherlei Überlegungen waren ihm viel zu abstrakt. Daher wollten ihn im Kampf alle gern in ihrer Nähe haben. Abends hing er in der Baracke seinen Erinnerungen an den Großvater nach, der ihn immer in die Olivenhaine mitgenommen und wie einen ganz normalen Jungen behandelt hatte. Er vermisste ihn.

»Ich glaube, heute müssen wir uns wieder auf was gefasst machen!«, rief ihm sein Bettnachbar Cambrone als einzigen Gruß zu, als der nach der Wache in die Baracke

zurückkehrte und sich auf der Pritsche ausstreckte. »Der Capitano ist zum Gefechtsstand gerufen worden. Es sieht so aus, als planten die Alpenjäger einen neuen Angriff, bevor das Wetter umschlägt.«

Domenico hatte längst den Überblick verloren, wie oft sie diese verdammten Stellungen auf dem Altopiano di Asiago zwischen Vicenza und Trient bereits erobert und wieder verloren hatten. Obwohl er das Entsetzen in Cambrones Gesicht sah, konnte er sich nicht im Geringsten vorstellen, welches Gemetzel sich diesmal anbahnte. Sein Kamerad dagegen hatte während der Wache ein ungewöhnliches Hin und Her bemerkt und ahnte bereits, dass der Sturm der österreichischen Alpenbataillone am Morgen des 4. Dezember 1917 kein gewöhnlicher Angriff sein würde.

»Lass mich mal einen Blick auf dein Mädchen werfen«, sagte Cambrone, und die bevorstehende Schlacht ließ seine Stimme zittern.

»Du machst sie mir noch kaputt«, erwiderte Domenico mit nervösem Lachen.

Kurz bevor er in Bari in den Zug gestiegen war, der ihn zur Front bringen sollte, hatte er die Postkarte eines nackten Mädchens gekauft. Nach zwei Jahren Krieg kannte er jeden Winkel ihres Körpers auswendig. Die junge Frau, die er mit der halben Kompanie teilte, war splitterfasernackt und lehnte sich mit dem Hinterteil an einen geblühten Hocker, ein einladendes Bett mit samtenem Überwurf neben sich. Sie hatte den Körper eines Engels und streckte anmutig den linken Arm nach hinten, um ihre hinreißend prallen Brüste zur Geltung zu bringen.

»Allzeit bereit!«, pflegten die Männer zu scherzen, während ihre Augen begierig über die Oberweite des Mädchens wanderten.

Die seidig schwarzen Haare fielen ihr in Korkenzieherlocken in den Nacken und wellten sich über dem Ohr. Ihre Wange ruhte sanft auf der rechten Hand, die

kokett auf der Schulter lag, und ihr süßer Blick war auf einen Punkt jenseits des Kameraobjektivs gerichtet. Keiner in der ganzen Kompanie hatte jemals ein so hübsches Mädchen gesehen. Bei allen hieß sie nur »die Freundin von Palmisano«.

Als die große graue Flut der österreichischen Alpenjäger hereinbrach, folgten in Windeseile immer widersprüchlichere Befehle und Gegenbefehle aufeinander. Rasch war abzusehen, dass die Verteidigung der Stellung in einer Katastrophe enden würde. Die Italiener rannten in heillosen Flucht davon – und allzu oft dem Tod in die Arme. Der Sieg der Angreifer war nicht mehr aufzuhalten. Gemeinsam mit Cambrone und Campana verteidigte Domenico die Stellung über Stunden. Die drei Kameraden, die dieselbe Baracke teilten, kämpften Seite an Seite an vorderster Front. Erst als sie schon fast eingekreist waren, wichen sie zurück, um mit maßlosem Entsetzen festzustellen, dass die Offiziere die Gefechtsstände schon längst aufgegeben hatten.

Im Tal stießen sie auf die Überreste des Bataillons, das vor Stunden Hals über Kopf geflohen war. Campana und Cambrone schlossen sich dem an, was von ihrer Kompanie übrig geblieben war, während Domenico einfach weiterzog. Nach zwei Jahren erbitterter Kämpfe hatte er genug. Er wollte nach Hause.

Unterwegs herrschte ein Riesendurcheinander auf den Landstraßen, und niemand machte sich die Mühe, Domenico nach seinen Papieren zu fragen. Auch auf den Wegstrecken, die er mit dem Zug zurücklegte, musste er weder Fahrkarte noch Ausweis vorzeigen. Bei seiner Ankunft in Bellorotondo acht Tage später erwartete ihn jedoch bereits die Militärpolizei und nahm ihn als Deserteur fest.

Als er am nächsten Morgen zur Kaserne nach Bari gebracht wurde, sah er seinen Großvater auf der anderen Straßenseite stehen.

»*Nonno, nonno!*«, rief er und konnte nicht verstehen, warum der Großvater nicht herüberkam und warum die Wachen ihn nicht zum Großvater ließen. Der junge Mann geriet außer sich. Er fing an zu schreien und wollte sich nicht mehr beruhigen. Das konnte der alte Palmisano nicht ertragen. Todunglücklich, dass er seinen Enkel nicht in die Arme schließen durfte und ihm nicht begreiflich machen konnte, was los war, ergriff er die Flucht. Als Domenico sah, wie sich der Großvater abwandte, zerriss sein verzweifelter Schrei die klare Luft dieses eisigen Wintermorgens.

»*Nonno!*«

Der Soldat, der ihn eskortierte, stieß ihm den Gewehrkolben in die Magengrube und schlug ihn mit einem zweiten Hieb ins Gesicht bewusstlos. Erst da kehrte wieder Stille ein, und Domenico konnte in den Wagen verfrachtet werden.

Am nächsten Tag sah Domenico den Großvater im Saal des Militärgerichts in Bari wieder, wo sein Fall verhandelt wurde. Er konnte sich keinen Reim darauf machen, warum der alte Mann nicht mit ihm sprach, dachte aber bei sich, der *Nonno* liebe ihn sicher noch immer, da er ja extra gekommen sei, und so setzte er wieder sein breites unerschütterliches Lächeln auf, das ihm nicht einmal in dem Moment verging, als der Militärrichter die Todesstrafe verkündete.

»Du brauchst nicht zu weinen, *Nonno*. Der Krieg ist bald vorbei!«, rief er ihm zu, als er in den Zug gestoßen wurde, der ihn in den Norden zurückbrachte, wo ihn die Kommandeure seiner Kompanie in Arrest nehmen sollten. Der Großvater schaute von der anderen Seite des Bahnsteigs zu ihm herüber. Domenico schien es, als wäre er geschrumpft.

Die Rückfahrt zum Altopiano ging bedeutend schneller als die Reise nach Bellorotondo. Bereits zwei Tage nach der Abfahrt aus Bari kam er in Vicenza an, und am nächsten

Tag wurde er hinauf nach Asiago gebracht und von dort zum Col del Rosso, wohin die kümmerlichen Überreste der Kompanien verlegt worden waren, die das Debakel vom 4. Dezember überstanden hatten. Ein frisch eingerückter Capitano stellte unverzüglich aus den wenigen Überlebenden von Domenicos Kompanie das Erschießungskommando zusammen. Darunter waren auch Campana und Cambrone.

Als der Capitano den Feuerbefehl gab, sahen sich die Mitglieder des Erschießungskommandos mit dem unschuldigen Lächeln Domenico Palmisanos konfrontiert, der noch immer nicht verstand, was vorging. Unfähig, das Todesurteil zu vollstrecken, schossen sie in die Luft.

»Feuer!«, rief der Capitano noch einmal erzürnt.

Und wieder verfehlten sie ihr Ziel absichtlich.

Da richtete der Offizier die Pistole auf die Soldaten des Erschießungskommandos, doch die Männer widersetzten sich ihm.

»Um Himmels willen, Capitano!«, beschwor ihn Campana. »Domenico hat uns zigmal das Leben gerettet. Vor nicht mal einem Monat hat er es in Valbella ganz allein mit zwei Maschinengewehren aufgenommen, die uns in die Zange genommen hatten ...«

»Schießt, zum Henker! Schießt! Ich führe nur meine Befehle aus. Wenn ihr nicht auf der Stelle schießt, stelle ich euch samt und sonders vors Kriegsgericht!«

Also schossen sie mit Tränen in den Augen, und während Domenico zusammenbrach, vernahmen sie seine letzten Worte: »Ich bin müde, *Nonno*. Bring mich nach Hause.«

Als er zusammengekrümmt auf dem Boden lag, durchfuhr ihn ein letztes wildes Zucken, bei dessen Anblick alle erschauerten. Dann streckte er die Beine von sich, und das Zucken hörte auf. Mit hängenden Köpfen umringten ihn seine Kameraden, um gebührend Abschied von ihm zu nehmen.

Cambrone brach als Erster das Schweigen: »Du Hurensohn!«, schrie er und starrte den Capitano an. Er schien den Verstand verloren zu haben. Außer sich vor Wut begann er auf Domenicos leblosen Körper zu feuern und dachte dabei an all die nichtsnutzigen Kommandanten, die sie in den Hochebenen der Alpen erst von Niederlage zu Niederlage geführt und nun gezwungen hatten, den besten Kameraden hinzurichten, den man sich nur denken konnte, einen Mann, der wie ein großes Kind gewesen war und hatte sterben müssen, ohne zu begreifen, wieso.

Als im Dorf bekannt wurde, unter welchen Umständen der arme Tropicano Palmisano sein Leben verloren hatte, erhängte sich der Großvater an einem Olivenbaum, was im erschütterten Bellorotondo um ein Haar einen Volksaufstand provoziert hätte.

Giuseppe fu Francesco Paolo (siebzehn) war felsenfest davon überzeugt, dass ihm nichts mehr passieren könne. Eine ganze Nacht lang legte er seine Theorie dem Kameraden dar, mit dem er in dem Adlerhorst lag, von wo aus sie den Alpenpass kontrollieren sollten. Der Januarvollmond schien in dieser wolkenlosen Nacht besonders hell auf die vom Neuschnee der letzten Wochen bedeckten Gipfel. Giuseppe hätte den herrlichen Anblick mit Sicherheit genossen, wäre er in dieser entsetzlichen Kälte, die der Nordwind ins Unermessliche steigerte, nicht bis ins Mark durchgefroren gewesen. Dass Kälte so wehtun konnte, hatte er sich nicht einmal im Traum vorstellen können.

»Wenn es eine göttliche Gerechtigkeit gibt, kann mir nichts mehr passieren«, erklärte er im Brustton der Überzeugung. »Als der Krieg begann, waren wir einundzwanzig Palmisano, und jetzt sind nur noch neun von uns übrig! Das Pech der anderen zwölf ist für uns der beste Schutz.«